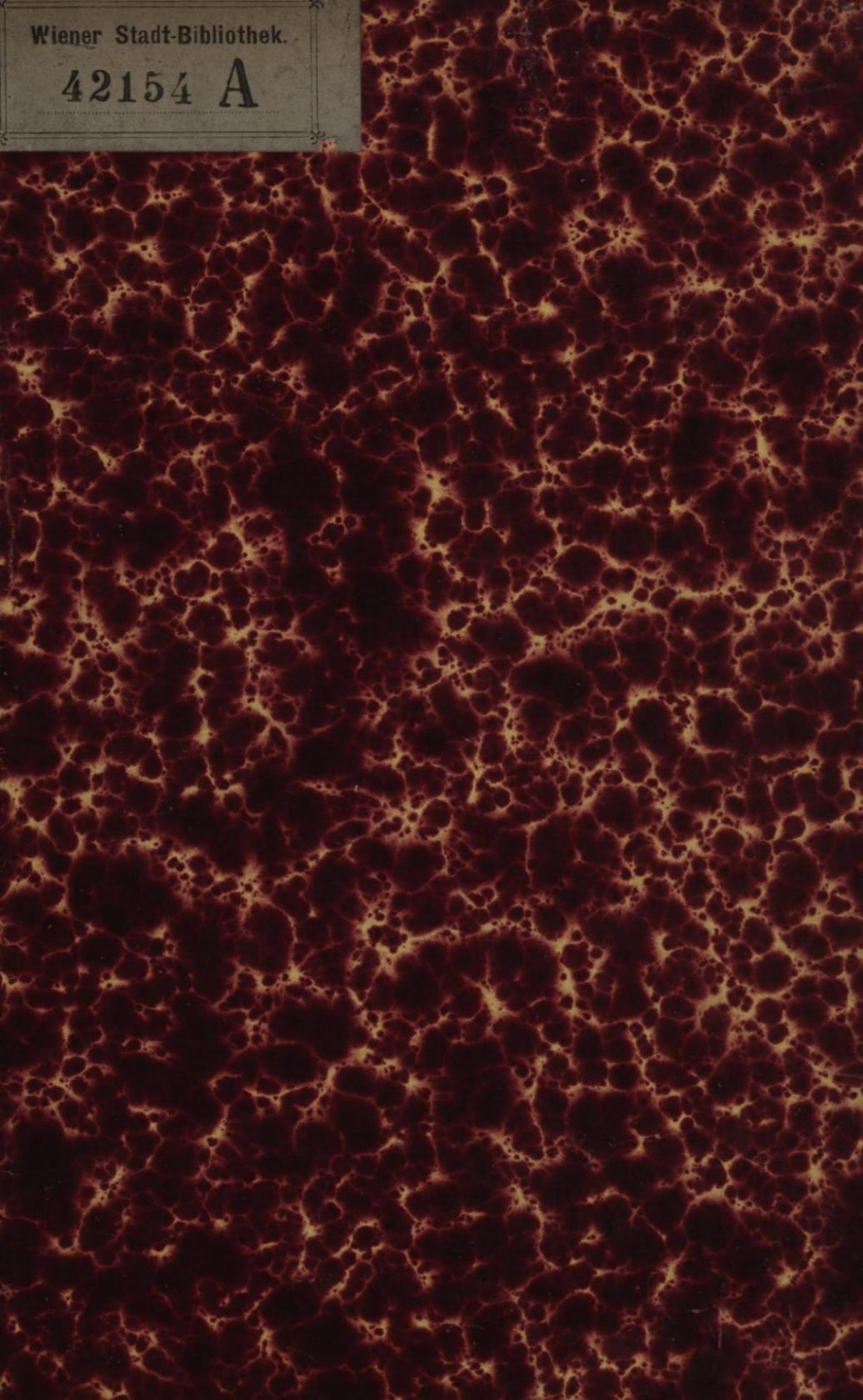


Wiener Stadt-Bibliothek.

42154 A



Die
k. k. Stadterweiterungs - Commission
ihre
Fonds und Thätigkeit
für
das Wohl und Besse der Stadt Wien.

Populäre Studie
von
Julius von Bük.

I.

Wien, 1887.

Verlag des Verfassers. — Druck von L. Bergmann & Co., Wien.

2. N. 63677.

Inhalt.

- I. Bauhistorischer Rückblick auf die Wiener Bauhätigkeit vor der Stadterweiterung.
- II. Ueber Stadterweiterungen im Allgemeinen und die Lösung der Wohnungsfrage. Stadtpläne.
- III. Grundwucher, Baugenossenschaften und Gesellschaften.
- IV. Die Wiener Stadterweiterung. Das Eigenthumsrecht der Baugründe. Staat oder Commune Wien? Die Gründe und deren wahrer Werth, nach ihrem Flächenmaße angeführt. Zweck und Ziele dieser Fonds überhaupt.
- V. Die Donaucanal-Regulirung. Die Donaustadt. Das Thema der Nivellirungen, Brücken. Die Commune Wien und ihre Ansprüche für ausgeführte Arbeiten im Interesse der Stadterweiterung. Recht und Billigkeit.



I.

Ein Minister unserer Zeit erklärte in einer öffentlichen Rede: Er erblicke im Anwachsen großer Städte ein großes Uebel. — Er mag in seinem politischen Sonderbundsriege Recht haben. Es heißt das Einem Alles nehmen, ohne einem Anderen etwas zu schenken. Uns hat die traurige Erfahrung gelehrt, wie man einer Stadt großen Schaden bringen kann, ohne einer anderen zu nützen. — Das Einmaleins der Städtegeschichte lehrt, daß jeder Staat, jedes Land oder Vändchen eine Capitale, einen geistigen, politischen und administrativen Centralpunkt haben müsse, die durch Größe, Reichthum, hervorragendes geistiges und industrielles Wirken den Provinz- und Landstädten als Beispiel vorleuchte. Rom wurde groß durch Rom selbst, alle Generationen holten Geist und Classicismus aus Athen, Paris ist Frankreich, und Berlin hat trotz dem deutschen Particularismus ein geeinigtes Deutschland geschaffen, ist aus der bescheidenen Residenz eines Markgrafenthums die Hauptstadt, die dominirende Weltstadt eines Europa gebietenden Staates geworden.

Die Erfahrung lehrt das Gegentheil dieses weisen Ausspruches. Wir leben im Jahrhunderte der Stadterweiterungen, der sich ausdehnenden, sich schmückenden Städte, in einer Epoche fieberhafter Bauthätigkeit und leiden schwer an einer Ueberproduction von Gebäuden. Die Baugeschichte zeigt ein Bild des Wandels, des Kommens und Vergehens. So sind die 14.000 Insulae, die Miethhäuser des alten Rom, in den Staub gesunken, die Millionenstadt der römischen Weltherrschaft sank im Mittelalter auf 40.000 Seelen herab, und wie viele Städte haben das gleiche Schicksal getheilt, sind jetzt leere Stätten mit Ruinen der Archäologie, Reste des classischen Alterthums. Das Mittelalter, hervorragend im Städtebau, ist wie in Allem Italien mit seinen durch Denkmale gezierten, bethürnten Städten in seiner Entwicklung gefolgt; die beginnende Neuzeit verändert Styl und Form im Kirchen- und Profanbau, die Bedürfnisse des Wohn- und Palastbaues steigern sich, Luxus in den Räumen, verschwenderische Decoration veranlassen die größte Blüthe der Architektur, die, an die äußersten Grenzen ästhetischer Größe gelangt, entartete, sich entnücherte und von den glänzendsten Leistungen in maßlose Platttheit und planlose Formlosigkeit versank.

Erst der größte Geist des vorigen Jahrhunderts, Napoleon, erweckte neues Leben und vergaß neben seinen zahlreichen Kriegs- und Eroberungszügen nicht auf die schönen Künste; es war sein italienisches Vaterland ein geistiges Geschenk dieses Landes, das dessen Söhne begeistert, der Kunst zu gedenken. Ein Alles übersehendes Genie, vom Grunde aus beginnend, schuf er Landstraßen, Meisterwerke, ähnlich und würdig der alten Römer, wie die lombardische Straße; die Beendigung des Mailänder

Doms, das Amphitheater, der Triumphbogen dafelbst waren seine Werke. Er war ein Gönner Canova's, und wie Vieles wurde in Frankreich und Paris unter seiner kurzen Regierungszeit geschaffen! Der Styl Empire, der in unserer Zeit auf's Neue seine Wiedergeburt in Architektur und Kunstgewerbe feiert, sind Reminiscenzen an Kaiser Napoleon's hervorragendes Wirken auf diesem Gebiete.

Der corsische Held fiel. Die Sehnsucht nach dem Frieden, nach langentbehrter Ruhe, die Geldlosigkeit der Staaten und ausgeplünderten Unterthanen brachten einen vollkommenen Stillstand in die Bauhätigkeit der Völker.

Doch überblicken wir in Kurzem, was in Wien zur Verschönerung der Stadt an Profan- und Monumentalbauten bis zum Beginne der Stadterweiterung ausgeführt wurde.

Wien sah die Fürsten und Herren des beginnenden Congresses, der neben einer Reihe von überschwänglichen und überflüssigen Festen Länder beschnitt und erweiterte, Völker gnädigst einem nahm, um sie dem anderen zu schenken. Wie Alles, so hatte auch dies ein Ende, und das lustige Wien verließen traurig all die Fürsten und Diplomaten, gedenkend der lustigen Zeit in der Kaiserstadt, die nun stille geworden, nach den mannigfachen Kriegsbedrängnissen und Festen erleichtert aufathmete.

Den ersten Anlaß zu einer Verschönerung Wiens gaben aber die Franzosen. Die Sprengung der Festungswerke in den Monaten October und November 1809 bot Anlaß zum Neubau der Bastien, die früher wüsten Plätze und Wege wurden mit Alleen bepflanzt, die Stadtgräben wieder gleichmäßig ausgehoben und regulirt. Auch im Innern der Stadt selbst geschahen mannigfache Veränderungen, der alte Bischofsitz, der Passauerhof, der sogenannte Katzensteig wurde abgetragen, der Salzgries erweitert. Noch drei Jahre vor dem Congress wurde das neue Franzensthor an der neuen Cortine zwischen Löwel- und Mülkerbastei eröffnet, welches von der Teinfaltstraße nach der Alservorstadt und Josefstadt führte. Das Lusthaus im einstmaligen Paradiesgarten wurde zu einem Kaffeehaus adaptirt, mit englischen Anlagen umgeben und mit einer 2' hohen Brustwehr versehen; auch die Strecke von der Burg zur Mülkerbastei wurde geebnet und mit Alleen bepflanzt, die sich zum Corso für die elegante Welt entwickelten. 1812 wurde die Burgbastei und das alte finstere Thor, dunkles Thor genannt, abgetragen. Es führte vom inneren Burgthor, jetzt Rittersaal, in einem schiefen Winkel zum Bastieithore, von hier lag eine hölzerne Brücke über den Stadtgraben zum dritten und letzten Thore, das nach Ueberschreitung eines Walles auf das Glacis führte. Cagnola, ein italienischer Architekt, wurde mit dem Baue eines monumentalen Thores beauftragt, doch gedieh derselbe kaum über die Grundmauern, bis Pietro Nobile, ein italienischer Schweizer, der berühmteste Architekt seiner Zeit, Organisator der akademischen Bauhchule und Erwecker der klassischen Baukunst in Oesterreich, durch Kaiser Franz nach Wien berufen wurde. Leider blieb seine geniale anregende Thätigkeit gegen die geistlosen Schöpfungen seiner Zeit wegen des durch den Hofbaurath geübten Baubureaukratismus wirkungslos. Er war ein Mann von vielseitiger theoretischer und gelehrter Bildung, was wir wohl auch aus seiner musterhaften Büchersammlung, im Besitze

der hiesigen Akademie-Bibliothek, ersehen, ein hervorragender Lehrer seiner Kunst, und mußte er durch seine Vorträge die Begeisterung seiner Schüler zu erregen, als deren Hauptpriester ihm ein Palladio und Bignola vorschwebten. Seine Mitarbeiter an der Bauhule entbehrten jeder schöpferischen Kraft. Die Statthalterei, das Hauptzollamt, das Münzgebäude, Werke des vielbeschäftigten Sprenger, zählen zu den geistlosesten Schöpfungen dieser Zeit.

Nobile selbst hat wenige, doch für die damals arg darniederliegende Kunst bedeutsame Bauten geschaffen. Das äußere Burgthor, ähnlich den Propyläen Athens, wurde am 18. October 1822 feierlich eröffnet. Eine herrliche Reproduction griechischer Baukunst, ein Gebäude voll einfacher stiller Ruhe und Harmonie in beiden Façaden. Leider hat dieses Monument von seiner Gesamtwirkung durch den Fall der einschließenden Bastionen viel eingebüßt und erscheint, seines massiven Rahmens beraubt, zu massiv und gedrückt, welcher Eindruck durch die gegenüberliegenden, reich ornamentirten und decorirten Museen nur erhöht wird.

An Stelle der durch die Franzosen gesprengten Bastionen wurde 1823 der Volksgarten eröffnet, der noch zwei bemerkenswerthe Bauten Nobile's bewahrt, seitdem das dritte Gebäude, das Schausstellungslocal des Kunstvereines, unterdessen abgetragen wurde. Das erstere dieser Gebäude ist der auch in den Details dem Simon'schen Theseustempel in Athen nachgebildete Theseustempel daselbst und das einstige Colonadencafé Corti's, das sich noch heute als Concertlocal eines zahlreichen Zuspruches erfreut und jetzt durch einen stylvollen Anbau erweitert wird. Schon früher wurden die gesprengten Außenwerke vom Paradiesgarten bis zum Kärntnerthore geebnet, an den Contre-Escarpes Rifen und Alleen angelegt, die neue Stadtmauer zwischen Löwel- und Augustinerbastei weit auf das Glacis hinausgerückt, so daß vor der kaiserlichen Burg ein geräumiger Platz, der heutige Heldenplatz, geschaffen wurde, der eine Länge von 140 Klafter und eine Breite von 105 Klafter besitzt, an dessen beiden Längsseiten der Hofgarten und für die misera contribuens plebs der sogenannte Volksgarten angelegt wurden. Der städtische Bauinspector Behjel, von dem das städtische Archiv einen ausgezeichneten Stadtplan besitzt, erbaute in vier Monaten ein neues Thor an der Seilerstätte mit einer über den Wienfluß gelegten Bohlenbrücke. Andere Brückenbauten waren die Franzensbrücke und die alte Schlagbrücke, jetzt Ferdinandsbrücke, die von Rudriassky hergestellt wurden, welche letztere trotz ihrer einer Großstadt unwürdigen Repräsentation und veralteten technischen Armseligkeit die competente Baubehörde noch immer nicht veranlaßt hat, an den Bau einer neuen zu denken. Auch das Ravelin vor dem Kärntnerthore wurde geebnet und über den sogenannten Wollgraben eine neue Brücke erbaut, gar luxuriös für die damals so sparende Welt mit vier Eisengeländen versehen. Um dieselbe Zeit wurden die bisher in ziemlich verwahrlostem Zustande befindlichen Verbindungsstraßen zwischen Stadt und Vorstädten mit Granitwürfeln gepflastert, wodurch auch eine Veranlassung zu allgemeiner Pflasterung der Stadt gegeben wurde.

Das mit der Städteentwicklung großgewordene Gespenst der Wohnungsnoth war für Wien damals noch neu. Wegen der über Niederösterreich, besonders Wien, hereingebrochenen Kriegsstürme hatten Adel, Clerisei, Rentiers und Privatiers der Donaufstadt den Rücken gekehrt.

Vor und auch nach der Congreßzeit waren wieder der österreichische, ungarische und böhmische Hochadel zeitweilig nach Wien übersiedelt, zahlreiche Fremde waren zugezogen, welche hier bleibenden Wohnsitz nahmen, namentlich aus dem südlichen Deutschland, und errichteten neue Industrien; doch machte sich trotz diesem bedeutenden Anwachsen der Bevölkerung keine Wohnungsnoth geltend, ja in den Vorstädten gab es stets eine genügende Zahl leerstehender Wohnungen.

Schon die große Kaiserin Maria Theresia, die selbst wenig Lust am Bauen fand, errichtete die erste Baucommission, deren Hauptzweck die Verschönerung der Stadt und so nebenbei auch die Controlle über die Privatbauten war. Leider war von der Thätigkeit der mehr als 60 Jahre wirkenden hohen Commission nicht viel zu bemerken, und auch mit Nivelirungen, Expropriationen und Baulinienbestimmungen plagte sich weder der staatliche Verschönerungsgeist, noch der Magistrat mit seinen wenigen technischen Kräften, da man sich in Ermanglung gerader Straßen auch mit Schlangenlinien zufrieden gab. Wohl wirkten in dieser Epoche ein von Hillebrand, Nigelli, doch gingen sie eben als Meteore neben geistlosen Satelliten einher, trotz verblässender Stylentwicklung.

Endlich erwachte wieder der lang genug entschlummerte bureaukratische Verschönerungsgeist. Leider ließ sich trotz allem guten Willen eben in der Stadt selbst nicht viel verschönern, denn das Raumbedürfniß gestattete keine eingreifenden Veränderungen, die Straßen waren eng und winkelig, und konnte die Thätigkeit höchstens auf Entfernung der zahlreichen den Kirchen angeklebten Buden (vide Schulhof!), der häßlichen Bretterbuden auf öffentlichen Plätzen gerichtet sein; der Staat ließ wohl einige Adaptirungen, Neuherstellungen vornehmen, doch auf eine Regulirung der Straßen, Plätze konnte nicht im Entferntesten gedacht werden. Die Stadt konnte bei ihren damaligen beschränkten Mitteln, bei der allgemeinen Geldknappheit und wegen des Mangels an bau- und unternehmungslustigen Privaten an keine einschneidende Reform der Stadtvergrößerung schreiten, und der Staat selbst war nach überstandnem Bankerott, Kriegslasten, durch den Bau der zahlreichen Wiener Befestigungswerke, trotz aller Liebe des Kaisers Franz für seine treuen Wiener nicht in der Lage, etwas Bedeutendes zu unternehmen, da andererseits auch Wien, wenigstens der inneren Stadt, der Charakter einer besetzten Stadt nicht genommen werden konnte.

Welche Riesensummen für ausgeführte Befestigungen, Gebäude, Straßen in der kurzen Periode von 1812—19 in der Gesamtmonarchie verausgabt wurden, ersehen wir aus den im Cabinetsarchive erliegenden Decreten der obersten Baubehörde, des Hofbaurathes. So wurden für Hochbauten 100 Millionen, für Straßen 98 Millionen und für Wasserbauten 37 Millionen verausgabt.

Ein bedeutender Schulbau dieses Monarchen war auch der nach den Entwürfen des Hofbaudirectors Schemerl ausgeführte Bau der polytechnischen Hochschule, eines dringenden Bedürfnisses der Zeit, einer segensreichen Anstalt, die schon Tausenden Erwerb, neue Industrien in Oesterreich mit Erfolg eingeführt, und auch glänzende wissenschaftliche Leistungen und weitberühmte Lehrer aufgewiesen hat. Zu den gelungenen Werken damaliger Sculptur zählt auch der Facadenschmuck, die sieben

Basreliefs dieses Gebäudes, ein Werk des Bildhauers Klieber. Leider hat die Regierung, trotz vielfacher Vorstellungen des Rectorats, sich noch immer nicht bemüht gefunden, dem herrschenden Mangel an Raum und Lehrsälen irgendwie Gehör zu schenken.

Die Vorstädte und Vororte, besonders in westlicher Richtung, vergrößerten und erweiterten sich zu ansehnlicher Ausdehnung, denn eine fortwährende Steigerung der Einwanderer aus allen Provinzen des Reiches, aus dem Auslande, die Errichtung von neuen Gewerbezweigen, Industrien und Fabriken, denen man mit Vergnügen ein ausschließliches Privilegium gab, wählten mit Vorliebe die freie, gesunde Behausung außer dem Mauergürtel, umso mehr als die Lebensbedürfnisse auch um Erkleckliches billiger anzuschaffen waren.

Einen wahren Enthusiasmus der damaligen Kunstfreunde erregte das Bankpalais der damals im Embryo liegenden privilegierten Nationalbank. Man liest in damaligen Berichten überschwängliches Lob über den geritterten Architekten, über dorische Säulenordnungen, Meisterwerke etc.! War dies vielleicht das erste Reclamepalais einer Bank, Trinkgeldererfolg, ein ähnliches Anziehungsmittel, wie wir es von Asscuranzen und anderen Tagelöhnern der Volkswirtschaft zum Wohle — der ärmeren Classen in unseren Tagen errichtet und von Kunsttrichtern besungen hören? Und doch welch künstlerischer Fortschritt bis zu Ferstel's zweitem Bankgebäude!

1839 wurde mit der Abtragung der Spitze des Stefansthurmes begonnen, der schon im Jahre 1809 durch den Krieg großen Schaden gelitten hatte, und der Neubau aus einem Gerippe von Guß- und Schmiedeeisen am 20. October 1842 vollendet und eingerichtet. Wie weit man mit dieser thörichten Construction gelangte, hat die Zeit gelehrt. Im selben Jahre wurde auch das Rathhaus vergrößert, welches durch Zukauf, Arrondirung, Aufbau eines dritten Stockwerkes nunmehr von drei Seiten freigelegt wurde.

Am 1. Juli 1845 wurde die Gasbeleuchtung in Wiens Hauptplätzen und Straßen der inneren Stadt mit Ausnahme der Basteien eingeführt, nachdem der Magistrat der englischen Imperial Continental Gas Association auf zehn Jahre die Beleuchtung der Stadt mit 700 Gasflammen übertragen hatte.

Am 16. Juni 1846 wurde Marceji's Monument des vielgeprüften Kaisers Franz I. enthüllt; an der Hauptseite die einst zu viel Irrungen und Enttäuschungen Anlaß gegebene Inschrift: „Die Liebe meinen Völkern.“ Die Schule Canova's ist wohl auf den Künstler, dessen schwächste Seite die Perspective gewesen zu sein scheint, jedenfalls ohne Einfluß geblieben.

In derselben Zeit geschah auch die Anlage von 50 Röhren- oder Auslaufbrunnen, vom Volke fälschlich „Bassener“ genannt, in den Vorstädten Wiens, ferner in Meidling, Hietzing, Hezendorf, Döbling mit dem bescheidenen Wasserquantum von 1700 Eimern. Das Anwachsen der Bevölkerung machte trotz zahlreicher Hausbrunnen die Anlage eines artesischen Brunnens zur zwingenden Nothwendigkeit. Derselbe wurde am Bahnhofe der Wien-Bloggnitzer Bahn (Südbahn) angelegt und lieferte bei einer täglichen Wasserhöhe von 120' ungefähr 15.000 Eimer. Welch kleinliche Leistung gegen unsere heutige so viel geschmähte Wasserleitung!

Auch das Werk eines Ausländers, ein Geschenk Wiener Bürger, des berühmten Bildhauers Schwanthaler, eine Zierde Wiens, gelangte am 16. October 1846 zur Aufstellung. Es ist dies der monumentale Brunnen auf der Freieung. Traurig blickt die mauergekrönte Austria mit ihren vier Hauptflüssen auf den des Morgens geräuschvoll sich entwickelnden Zwiebel- und Knoblauchmarkt darnieder, bittere Zähnen über den Gemeinderath vergießend, der noch nie daran gedacht, den Marktfunfug aus den dichtestbevölkerten und höchstbesteuerten Stadttheilen zu entfernen.

Es erübrigt noch schließlich in dieser kurzen Uebersicht der Bau- thätigkeit Wiens vor der Stadterweiterung zweier Kirchenbauten zu erwähnen. Die Vorstadt Jägerzeile, ein Theil der heutigen Leopoldstadt, besaß wohl eine im Jahre 1708 erbaute kleine Kirche, die schon seit langer Zeit für die stark anwachsende Bevölkerung kaum annähernd Raum bot, und so schritt man nunmehr zum Bau einer neuen Kirche an anderer Stelle. Es würde weit vom Ziele führen, hier die Baugeschichte dieser Kirche mit allen Ehicanen, Stylverböserungen der hohen Baubureaukratie wieder zu geben, deren duldbender, schaffensfreudiger Architekt Rösner, Lehrer an der Akademie, Entwürfe in allen Stylarten anfertigte — ohne den Beifall dieser Kunstrichter zu finden. Um allen Stylfehden gerecht zu werden, warf man schließlich alle Entwürfe zusammen, wählte aus Gothik, dem Romanischen, der Renaissance, was eben am besten paßte, und brachte das heutige Mixtum compositum zusammen, einen Raum mit Dämmerlicht für die schönen Arbeiten Führich's und Anderer, wo man doch, abgesehen von allen Stylverballhornungen, bei der freistehenden Disposition wenigstens das Licht, den Hauptfactor einer Kirchenanlage, hätte berücksichtigen müssen. — Die geplante Erbauung der Altkirchensfelder Kirche, der Protest des Ingenieur- und Architektenvereines, die Herstellung der Pläne in der endlich durchgeführten Concurrenz durch den geistvollen, leider der Kunst zu früh entrisenen Müller bilden auch ein trauriges Charakteristikon der Intriguen jener Zeit.

In diese 50jährige Periode fällt auch die Erbauung des Palais Erzherzog Albrecht durch Montoyer, die nüchterne Façade 1867 reicher geschmückt; auch das Rasumovsky-Palais, jetzt Geologische Reichsanstalt, ferner der Zubau an die Burg, der Rittersaal sind sein Werk. J. Hartdmuth erbaut das Liechtenstein'sche Palais in der Herrengasse, Nigelli die beiden evangelischen Bethäuser, der erzhertzogliche Baumeister A. Pickl das Landhaus und das Palais Modena-d'Este auf der Landstraße, endlich Josef Kornhäusel den Zubau eine Synagoge in der Seitenstettengasse, in dem für die Cultuszwecke dieser Nation wenig gebrauchten Renaissancestyl; auf Befehl des Erzherzogs Albrecht eine Copie der Weilburg in Nassau im Helenenthal bei Baden.

Auch in den öffentlichen Sanitätsanstalten machte sich ein Fortschritt bemerkbar. Die wenigen Badeanstalten — mit Ausnahme der natürlichen, der blauen Donau — befanden sich in einem primitiven Zustande. Einen guten Anfang zum Besseren machte die im Jahre 1840 genehmigte Dianabad-Actiengesellschaft. Als Wannenbad bestand dies Bad seit ungefähr 30 Jahren, und man traf nunmehr die Einrichtung, den Gebrauch eines kalten Bades und von Schwimmübungen in jeder Jahres-

zeit zu ermöglichen. Diese Schwimmschule wurde in einem großen Saale im Renaissancestyl nach Moreau's Plänen errichtet und mit filtrirtem Donauwasser versehen. Im Carneval wurde das Bassin mit Parquetten bedeckt und sah in dieser Eigenschaft in verflossenen Jahren glänzende Ballfeste — und zur Verbesserung der öffentlichen Sitten sehr zweifelhafte Maskenbälle. Die später errichtete Sophienbad-Actiengesellschaft ist diesem Beispiele gefolgt, doch gelangen die Actionäre trotz vielen Bädern, Concordia- und anderen Bällen zu keinem greifbaren Erfolge.

Die erste Hälfte unseres Jahrhunderts bewirkte die größten Veränderungen in den Verkehrs- und Industrieverhältnissen der Welt. Der elektrische Funke, der Dampf brachten eine Revolution, einen Umsturz in alten Gewohnheiten und in den hergetretenen Geleisen des Verkehrswesens. Auch Oesterreich, und besonders das Herz des Reiches, Wien, konnte sich dieser Strömung nicht verschließen. Schon 1818 machte Anton Bernhard und der Chevalier St. Leon mit Dampfbooten Probefahrten auf dem Donaucanale, doch leider mit wenig Erfolg. Zwei Engländer, Andrews und Pitchard, mit reicheren Erfahrungen auf dem neuen Gebiete, waren bei ihren Versuchen vom Glücke begünstigt, so daß sie von der Regierung mit Leichtigkeit ein Privilegium erlangten. Sie waren auch die Gründer der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, eines Actienvereines, dessen erste Papier-Emission in 200 Stück Actien à fl. 500 als Stammcapital bestand; und mit welchem Eifer an dem Schiffsbau gearbeitet wurde, ersehen wir daraus, daß schon 1831 das erste Dampfboot „Franz I.“ mit 60 Pferdekraften die Linzer Fahrt antreten konnte. Diesem folgten „Rádor“ mit 60, „Ferdinand I.“ mit 100, „Fürst Metternich“ mit 140 und „Stambul“ mit 160 Pferdekraften. Von diesen kleinen Anfängen, im steten Anwachsen des Schiffsparkes, Ausdehnung der befahrenen Linien, entstand die heutige Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft mit 130 Passagier-, Remorqueur- und Ketten- und 600 Transportschiffen. Ihre Schiffe befahren die Strecke von Passau bis Constantinopel, die Flüsse in Ungarn, haben Anschlüsse in Regensburg und stehen mit den russischen Dampfbooten auf dem Schwarzen Meere in Verbindung.

Wohl etwas verspätet gegen die übrigen Staaten Europas wurden auch in Oesterreich die ersten Dampfisenbahnen von Privatunternehmern erbaut, nachdem schon lange vorher zwei Pferdeisenbahnen, die von Linz nach Budweis und von Preßburg nach Tyrnau, in Betrieb gesetzt waren.

Die zwei ersten Eisenbahn-Concessionen in Oesterreich erfolgten im Jahre 1836 und 1838. So ertheilte der Kaiser am 4. März 1836 dem Associé des Bankhauses S. M. Rothschild ein ausschließliches Privilegium auf 50 Jahre zur Anlage einer Dampfisenbahn von Wien nach Bohnia in Galizien mit einer Strecke von 60 deutschen Meilen, nebst Seitenlinien nach Brünn, Olmütz, Troppau. Raun erlangt, wurde dieses Privilegium fruchtbringend veräußert, eine Actiengesellschaft zusammengebracht und dieser gegenwärtig rentabelsten Bahn der Name Kaiser Ferdinands-Nordbahn beigelegt. Schon am 6. Jänner des nächsten Jahres wurde die erste Theilstrecke bis Wagram, am 9. Mai 1839 bis Dürnkrot, am 7. Juli bis Brünn, am 15. August 1842 von Prerau bis Leipzig, im Ganzen 42 Meilen, eröffnet. Das freie Terrain,

die bescheidenen Bahnhofsanlagen und anderweitigen Oberbauarbeiten nahmen den für die Länge der Bahnlinie ganz bescheidenen Betrag von 16,450.000 fl. C. M. in Anspruch.

Auch einem anderen glücklichen Banquier, Georg Sina, der bei allen seinen Unternehmungen von besonderem Glücke begünstigt war, wurde am 2. Jänner 1838 eine Concession zum Bau einer Eisenbahn von Wien nach Bruck a. d. M., Raab, Preßburg nach Wiener-Neustadt—Gloggnitz, Neustadt—Nedenburg, nebst Seitenbahnen nach Neudörfel, Brennbürg verliehen. Einer zweiten Actiengesellschaft wurde diese Concession — um den Selbstkostenpreis -- verkauft. Am 20. Juli 1841 wurde die Linie Wien—Wiener-Neustadt eröffnet und das Bahnhofsgebäude der Hauptstation Wien erbaut. Dieses damalige erste Aufnahmsgebäude der Wien—Gloggnitzer Eisenbahn bestand aus einem schmucklosen stockhohen Gebäude mit einer im ersten Stocke gelegenen Einsteigehalle mit vier Geleisen. Die wenigen anderen Räume enthielten zu ebener Erde ein Vestibule für die Billetten- und Frachtcasse, das Stiegenhaus im ersten Stockwerke die Restaurationslocale, die bei der damaligen Anspruchslosigkeit der Zeit zugleich als Wartelocale benützt wurden.

Als ein Vorläufer der großartig angelegten Hochquellen-Wasserleitung ist hier noch die Kaiser Ferdinands-Wasserleitung zu erwähnen. Das hiezu nöthige Capital, welches über 1 Million Gulden C. M. betrug, wurde durch Beiträge, Sammlungen in der Stadt und den Vorstädten aufgebracht. Das Wasser wurde aus der Donau filtrirt und bis zum Jahre 1843 nur an öffentliche Anstalten in einem Quantum von 100.000 Eimer täglich abgegeben. Doch bald war der Baufonds erschöpft und wurde auch an Private Wasser abgegeben. Doch war die Bevölkerung im steten Anwachsen, was eine stets steigende Vergrößerung der Werke veranlaßte, so daß die Leistungsfähigkeit bis 200.000 Eimer im Jahre 1862 erhöht wurde. Die Baukosten erreichten von 1835 bis 1862 den Betrag von 2 Millionen Gulden.

Die Bureaufratifirung des gesammten Bauwesens von Staatswegen ist das charakteristische Kennzeichen jener Epoche. Die freie Concurrrenz der Künstler, der Wettlauf des Talentes waren jener Zeit unbekannt. Pläne wurden im Hofbaurath ausgeführt; für Privatarchitekten gab es nur bescheidene Privatbauten. Doch auch aus dieser geistigen und künstlerischen Lethargie gab es ein Erwachen; München, Berlin betraten neue Bahnen, wieder gab es eine Renaissance der Kunst, es begann eine Zeit des Neubaus der Städte, der Stadterweiterungen.

II.

Die Bewegung in der Städtegeschichte zur Verschönerung, Erweiterung der Städte ist von München ausgegangen. Es war ein Weihopfer der Kunst, welches ein hochgebildeter König — aus eigenen Mitteln — seiner Hauptstadt darbrachte. Schon sammelt er als Kronprinz während seines langen Aufenthaltes in Griechenland, Italien Kunstschatze des Alterthums, um sie später in griechischen Bauten seinen Landeskindern als belebenden und bildenden Anschauungsunterricht vorzuführen. Schätze der Malerei wurden mit großen Geldopfern zusammengetragen und ein neues System von Galerien begründet, welches allwärts Nachahmung fand und Mitveranlassung war, daß die Münchener

Malerschule die bahnbrechendste und bedeutendste der deutschen Zunge geworden ist. König Ludwig I. von Bayern war auch in der That der erste deutsche wirklich gelehrte Regent, der sich unvergängliche Verdienste um die Kunst in Deutschland erworben. Er war es, der der Kunst in seiner Hauptstadt einen geistigen, elementaren Mittelpunkt schuf, der mit seinen griechischen und Renaissancebauten, einer Glyptothek, einer Pinakothek mit ihren vollendeten Kunstwerken seinem Volke ein Geschenk gegeben hat, wie wenig ähnliche in der Geschichte der Völker zu finden sind. Wie befruchtend, Talente entwickelnd ein hoher Fürstengeist wirken kann, besagen wohl die größten Künstler jener Zeit, wie: Klenze, Cornelius, Hefz, Schwanthaler, Gärtner.

Auch in Berlin, der rasch aus kleinen Anfängen emporstrebenden Königsstadt an der Spree, war es weniger eine Erweiterung der Stadt, die zahlreiche Bauten veranlaßte, als der Wille des Königs, seine Hauptstadt gleich München zu schmücken. Die Stadt dehnte sich in Folge der anwachsenden Bevölkerung wohl nach allen Windrichtungen in die Länge, doch die Monumentalbauten, Werke eines Schlüter, Schinkel, Klenze, die auch in Berlin eine Renaissance der classischen Kunst zur Blüthe brachten, befanden sich im Centrum der Stadt, wo, von kleineren Demolirungen abgesehen, hinreichend Raum vorhanden war, dieselben in stylvoller Entwicklung zu erbauen. Durch das frühe Einbeziehen der Vororte in das Stadtgebiet, das beliebte System einer offenen Stadt durch eine Regierung, die mit der Stadtverwaltung stets Hand in Hand ging, um aus der bescheidenen Hauptstadt eine Weltstadt und später das Centrum des Deutschen Reiches zu schaffen, wurde bewirkt, daß das alte Wien durch unsere fortwährenden politischen Wandlungen, dem Wechsel seiner Regierungen und durch den Jammer unserer nationalen und volkswirthschaftlichen Zustände von Berlin schon lange überflügelt wurde.

Der Nefse des großen Corjen, der in Politik, Staats- und Kriegskunst die große Leuchte seiner Zeit war, starb einsam und verlassen im Exil. Aus dem mächtigen Kaiser, dessen Loblied allerwärts gesungen wurde, vor dem Diplomatie und Presse anbetend im Staube lagen — wurde ein Abenteurer, der, jeder höheren Regung bar, nur sein Interesse verfolgte.

Wie ungerecht dieses Urtheil war, wird Jeder, der Gelegenheit hatte, Frankreich, diesen sich stets verjüngenden Phönix der Völker, näher kennen zu lernen, wohl begreifen. Im Unglücke einer großen Persönlichkeit vergiftet die undankbare Welt stets, was er Gutes gethan, und allen Anderen voraus das Vaterland und auch die Weltstadt Paris!

Nehmen wir einen Stadtplan von Paris vom Jahre 1840 zur Hand und vergleichen wir denselben mit dem der Pariser Weltausstellung von 1867. Was ist unter Hansmann's Leitung aus den alten, schmutzigen Stadttheilen im Herzen der Stadt geworden? Sie sind unter Napoleon's leitender Hand gefallen, Licht und Luft, die den elenden Baraken und Straßenzügen im Herzen der Stadt vollkommen fehlten, wurden gründlich beschafft, ganze Stadtviertel fielen — es war eine eigentliche Stadterweiterung im vollsten Sinne des Wortes, denn an Stelle ungesunder und baufälliger Stadtviertel wurden neue mit glänzenden Boulevards und Straßenzügen erbaut. Ueberall entstand blühendes Leben, denn

verständnißvoll war man bemüht, neben den Bau auch auf die stets fortschreitenden Verkehrsverhältnisse befruchtend einzuwirken. Was auf dem Gebiete der Industrie, des Handels geschaffen wurde, ist schon längst vergessen, und die von Napoleon zuerst angeregte Frage der allgemeinen Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes ist für ihn zu wenig Dank geworden; daß er der Erste war, der in Frankreich durch den Staat Arbeiterhäuser errichten ließ, an eine gleichmäßige Vertheilung der Miethzinsse dachte, sein stetes Augenmerk auf das Wohl, die moralische und sanitäre Hebung der mittleren Classen der Bevölkerung gerichtet hatte, hat man diesem Stadterweiterer von Paris, der diese Stadt auf die höchste Stufe der Stadtentwicklung gebracht — dem Abenteuerer und Usurpator längst vergessen — nicht erwägend, daß im Laufe der Weltgeschichte oft auch Usurpatoren und Tyrannen das Volkswohl, das Aufblühen eines Staates, die Machtstellung des beherrschten Landes mehr am Herzen getragen haben als angestammte Fürstenhäuser.

Spät, aber doch folgte Wien all diesen Bestrebungen, sich zu erweitern und zu verschönern. Die Verhältnisse waren hier ganz andere wie bei vorgenannten Städten, und die Aufgabe, deren Lösung gegeben, war eine um Vieles schwierigere. Die Zeit brach mit dem System der befestigten Städte, und man ersah nach den traurigen Erfahrungen der letzten Belagerung durch die Franzosen, daß die bloße Befestigung der sogenannten inneren Stadt nur wenig Vortheil brachte. Die alten, gewundenen Straßen, die wenigen bescheidenen Plätze hemmten den stets steigenden Verkehr nicht geringer, und die immer nothwendiger werdende rasche Communication mit den Vorstädten war ein Hohn auf das ABC des Verkehrs. Doch was die Hauptaufgabe war, die innere Stadt, die stets den Kernpunkt der gesammten geistigen und industriellen Thätigkeit der Gesammtstadt mit ihren 36 Vorstädten war, mußte erweitert, vergrößert werden, es fehlte an Wohnungen, Magazinen und Läden für den sich entwickelnden Handel, es fehlte an bequemen, gesunden und billigen Wohnungen für die mittleren Stände, und nirgends waren die Verhältnisse zwischen Miether und Vermiether so peinlich und unhaltbar wie in Wien geworden.

Denn das Gefühl der Seßhaftigkeit ist im Laufe der Jahre dem Wiener gänzlich abhanden gekommen. Kein Bewohner der Vorstädte fühlt sich von einem Quartale zum anderen sicher auf seinem Grunde, in seiner Straße, in seinen Mauern. Ebenso wenig weiß der Bewohner der inneren Stadt zu sagen, in welcher Entfernung und in welcher bisher ihm unbekanntem Gegend der weitgestreckten Hauptstadt er im nächsten Halbjahre seine müden Glieder zur Ruhe bringen werde. Von einer Wehnung kann kaum mehr eine Rede sein, höchstens von einem zeitweiligen Obdach, von steinernen Zelten, welche beständig ihre Besitzer wechseln. Niemand kann sich eines zu Hause rühmen oder erfreuen, Niemand kann es wagen, mit Vorbedacht auf künftige Familienereignisse seine Behausung zu wählen oder einzurichten. So geht ein Zug der Unruhe und Beängstigung durch die ganze Bewohnerschaft Wiens; ein flüchtiges Nomadenleben tritt an Stelle einer ruhigen, angefessenen bürgerlichen Existenz, und die Metropole Oesterreichs beherbergt in ihren Mauern eine ewig wandernde, sich stets gewaltsam drängende und stoßende

Bevölkerung, welche voll Mißmuth über die Unsicherheit ihres häuslichen Lebens und über die hohen Preise ihrer zeitlichen Obdache immer mehr das Gefühl der Anhänglichkeit an den heimatischen Boden, die Theilnahme für die gemeinsamen localen und öffentlichen Interessen verlieren und den gesunden Sinn für Ordnung und Ruhe einbüßen muß. Diese traurige Erscheinung einer fortwährend mobilisirten Bevölkerung fordert nicht nur in Wien, sondern auch in anderen Städten der Monarchie dringende Abhilfe. Weil eben auch die Miether in ihren Wohnungen nicht heimisch werden können, bald in diese, bald in jene geworfen werden, so müssen sie sich darauf gefaßt machen und sind es, daß sie ihre Möbel oder sonstigen Einrichtungsstücke bei jedem Wechsel verändern. Sie werden dadurch genöthigt, auf wohlfeilen Hausrath Bedacht zu nehmen, den sie morgen mit derselben Gleichgiltigkeit verkaufen oder verauctioniren, mit welcher sie denselben heute anschaffen, oder sehen sich gezwungen, durch äußere Eleganz ihrer häuslichen Einrichtung deren innere Werthlosigkeit zu verdecken. Eine Pietät für alte, solide Erbstücke ist unmöglich. Unendlich viele Miether wären wohl geneigt, ihre Wohnung zu schmücken, welche für sie paßt, allein für eine Wohnung, der man kaum ein Jahr oder ein Halbjahr sicher ist, kann oder will man sich auch nicht viel bewegliches Eigenthum anschaffen, das einen wirklichen Werth hat. Sagt doch ein altes Sprichwort: Dreimal ausziehen ist so schlimm wie einmal abgebrannt.

Zwischen den Gesamteinkünften einer Familie und den Ausgaben für die physische Erhaltung besteht ein inniger Zusammenhang, der die Regelmäßigkeit eines socialen Gesetzes hat, welches lautet: Je geringer die Einkünfte, ein verhältnißmäßig desto größerer Theil muß davon für die physischen Lebensbedürfnisse verwendet werden. Für eine normale, keineswegs luxuriöse Ernährung einer Durchschnittsfamilie werden 71 bis 58 Percent des Gesamteinkommens in Anspruch genommen, und man kann wohl fragen, was bleibt noch zur Bedeckung der übrigen Bedürfnisse übrig? Die Familien werden durch die steigende Wohnungsausgabe auf eine tiefere Lebensnorm herabgedrückt, sie müssen an Kleidern, an Erziehungsausgaben, Gesundheitspflege, leiblicher und geistiger Entwicklung sparen, was sie nothgedrungen mehr für das Obdach aufzuwenden gezwungen sind.

Haben die Stadterweiterungen unsere dringendste gesellschaftliche Lebensfrage, die Wohnungsnoth gelöst?

Dr. Stolp hat im Berliner städtischen Jahrbuche für Volkswirtschaft und Statistik 1870 die markantesten Punkte in dieser Frage gekennzeichnet, die wir hier mit Rücksicht auf unsere Verhältnisse mit geringen Modificationen mittheilen.

Es zeigt sich u n u n t e r b r o c h e n ein Wohnungsmangel. Beständig ist der Mangel an Wohnungen, die den individuellen und wirtschaftlichen Bedürfnissen und Kräften der verschiedenen Wohnungsinhaber und ihrer Familie entsprechen.

Die bauliche Einrichtung der Wohnungen genügt im Großen und Ganzen in gesundheitlicher, behaglicher und räumlicher Beziehung oft selbst den bescheidensten Anforderungen nicht.

Die Wohnungsinhaber können durch die Willkür Fremder aus ihren Wohnungen beliebig entfernt werden und erleiden dadurch oft in

ihren Erwerbs-, wirthschaftlichen, verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen die tiefsten Schädigungen.

Die Ungewißheit des Verbleibens in der Wohnung läßt nicht nur ein wahres Interesse an der behaglichen Einrichtung derselben gar nicht aufkommen, sondern führt auch eine Ungewißheit und ein Schwanken in allen übrigen, mit den Wohnungsverhältnissen meist eng verbundenen sonstigen persönlichen Unternehmungen und Beziehungen herbei.

Die Wohnungs-Inhaber sind der Willkür und Laune der Hausherren und den Kergereien der Hausmeister ausgesetzt.

Durch die willkürliche und unberechtigte Steigerung der Miethpreise als auch bei den terminalen Miethsleistungen sind die Miether oft starken Uebervortheilungen und Prellereien unterworfen.

Die festgesetzten und unverhältnißmäßig steigenden und gestiegenen Miethspreise machen für die Masse der Bevölkerung die eigene Behauptung selbst einer nur bescheidenen Wohnung von Stube, Kammer und Küche zur Unmöglichkeit.

Die gezwungene Aufnahme fremder Elemente in räumlich dazu gar nicht eingerichtete und ausreichende Wohnungen durch Aftervermietung und Schlafstellenhaltung wirkt in höchstem Grade störend und zersetzend auf die Heiligkeit, Sittlichkeit und allgemeine Wohlfahrt des Familienlebens.

Das enge Zusammendrängen von Familien und Personen in den bestehenden Miethskasernen gefährdet in hohem Grade die allgemeinen Gesundheitszustände sowohl, wie das friedliche Verhalten der Wohnungszuhaber untereinander.

Die Gesamtbewohnerschaft einer gegenwärtigen Miethskaserne lebt ohne alle wahrhaft freien, sittlichen und menschlichen Beziehungen unter der Zuchtherrschaft eines Hausherrn, erkaltet gegen edleres menschliches Wohlwollen und wechselseitiges hilfreiches Zusammenwirken; nichts als das selbstüchtige Interesse eines zufällig über ihnen stehenden fremden Hausherrn hält sie zusammen, und die Möglichkeit, durch dessen Gunst oder Ungunst Bevorzugungen vor anderen Mitmiethern zu erlangen oder diese sogar aus dem Hause zu verdrängen, weckt und nährt eher niedere als höhere Gesinnungen, eher wechselseitige Feindschaft als Freundschaft für einander.

Aus diesen Sätzen, deren zutreffenden Inhalt kaum Jemand zu bestreiten im Stande sein dürfte, geht unwiderleglich hervor, daß die Wohnungsnoth von derjenigen, die einst bestanden, grundsätzlich verschieden ist; daß wir wohl über mehr Wohnungen verfügen, aber auch, daß durch unsere Stadterweiterung die Wohnungsfrage nicht gelöst wurde.

Ein weiteres Commentar bieten die von Dr. Glatter in seiner „Association“ veröffentlichten Daten über die Volkszählung von 1864, die uns nur eine Verschlimmerung der Wohnungsverhältnisse Wiens gegen 1856 nachweisen und als officielle Daten von besonderem Gewicht sind:

Im Jahre 1856 entfielen 5·2, im Jahre 1864 etwas mehr, nämlich 5·3 Bewohner auf jede einzelne Wohnung im Wiener Gemeindebezirke. 1856 wohnten im Durchschnitte 552 Personen in zehn Häusern, 1864 entfallen schon 56·8 Bewohner auf ein Haus. Die Zahl der Wohnungen ist von 10·5 auf 10·8 gestiegen. Es mag dies als minder bedeutend angesehen werden, allein es tritt eine ernste Thatsache hinzu.

Während die 5·2, respective 5·3 Bewohner, welche auf jede Wohnung entfielen, im Jahre 1856 noch 3·53 Wohnungsbestandtheile zu ihrer Verfügung hatten, sind sie 1864 auf 2·5 Wohnräume reducirt. Im Jahre 1856 kamen noch auf ein Wohngemach im Durchschnitte 1·45 Menschen, im Jahre 1864 dagegen bereits 2·12 Bewohner, Zahlen, welche die fortgesetzte Herabdrückung unserer Lebensform in Bezug auf die Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses auch für die Zeit eines so kräftigen Aufschwunges der Bauhätigkeit, einer so animirten Baulust auf das Handgreiflichste illustriren. In welchem Maße sich die Verhältnisse verschlechtert haben, lehrt uns die tägliche Erfahrung.

Hat nun die sogenannte Stadterweiterung unserer Wohnungsnoth wirklich abgeholfen? Nein! Sie hat nicht einen Schritt gethan, um der Wohnungsnoth der mittleren und unteren Classen im Wiener Stadtrayon entgegenzutreten, keine Reformen, keine Unterstützung jener Volksclassen gewährt, die doch als der größte Theil der Steuerträger und Stadterhalter erscheint, jenen armen Tagelöhnern ihrer Zeit, die vom Staate sehr wenig erhalten, ihm jedoch umso mehr leisten. Man malt mit Leichtigkeit exacte Stadtpläne, behängt die Bureauwände mit diesen Phantasieproducten, still vergnügt und Hände reibend im Anblicke derselben versunken — wahrscheinlich einer anderen Thätigkeit entbehrend — und ruft: „Unser Werk!“

Leider unser Werk! Das übertriebene Ausgebot der Baugründe ist es eben, was nach der alten Wohnungsnoth eine neue hervorgerufen. Besitzen wir Familienhäuser? Haben wir Palazzi im italienischen Sinne des Wortes? Entsprechen die Wohnungen der bemittelten Classe allen Ansprüchen des Comforts, im Verhältnisse zu dem horrenden Miethzins, der für dieselben entrichtet wird? — Bei Durchsicht der Wählerlisten wird es uns wohl auffallen, so wenig Staatsbeamte der höheren Diätenclassen innerhalb des Stadtrayons verzeichnet zu finden. Dieselben wählen oder wohnen wenigstens schön draußen in den Vororten, in den Dörfern Währing, Hernals u. s. w. Wäre es kein wohlthätiger Wucher gewesen, an diversen Punkten der Stadterweiterungsgründe Beamtenhäuser zu errichten und sie dem Einkommen dieser Staatsdiener entsprechend an dieselben zu vermietthen, statt selbe von der Stätte ihrer Amtssphäre in ferne Vororte zu weisen? Verdient der Staatsbeamte geringere Würdigung und Förderung durch den Staat als der edelste Stand des Militarismus, der Officier, den der Staat beherbergt oder ihm ein den Verhältnissen entsprechendes Quartiergeld anweist? Keine Absichten, das Gemeinwohl zu fördern, keinen Wunsch, mit dem angesammelten öffentlichen wienerischen Capital etwas für das Wohl der Stadt Wien zu thun, hat die ganze Thätigkeit der Stadterweiterung erwiesen. Durch schön gezeichnete und bemalte Stadtpläne organisirt man eben nicht die Wohnungen und vitalen Verkehrsverhältnisse einer Residenz, und auch durch die schönst illustrirten Lohhudeleien in Schmutz und Verrohung arbeitender Sudelblätter, durch Berichtigungen wird man kaum den Leserkreis dieses Intelligenzblattes — noch weniger wird man die Meinung der Vernünftigen, die sich überhaupt erlauben, noch selbst zu denken — beeinflussen können. Loyalität ist eine schöne Tugend und liegt im ethischen Bewußtsein des Menschen; doch dieses Wort hier in's Treffen zu führen, wo höchstens von der Souveränität und Autonomie

einer Gemeinde, wo von dem Ideale des Staates, dem Volkswohle, die Rede sein kann, finden wir daselbe ganz irrig angewendet.

Dieses übertriebene Ausbieten der Baugründe hat Wien selbst wenig genützt. Es wurde wohl viel gebaut — doch zu Gunsten der Vororte. Wir haben Dörfer in der Umgebung Wiens mit 60.000, 40.000, 10.000 Einwohnern. Dies sind die Emigranten in Folge des Baugrund- und Miethzinswuchers. Diese Vergrößerung geschah nur auf Kosten der Stadt Wien.

Die Wahrheit dieser Thatsachen spricht aus der Baustatistik des Quinquenniums 1859—1864, die vom verdienstvollen Inaugurator der Wiener Stadterweiterung, Ministerialrath Vöhr, ohne weitere Bemerkung veröffentlicht wurde.

	1859	1860	1861	1862	1863	1864
Neubauten in Wien	79	160	213	158	168	—
„ „ Währing . .	231	252	290	319	358	363
„ „ Ottakring . .	392	409	429	454	478	485
„ „ Hernals . . .	377	412	454	483	542	563

Man ersieht daraus, daß die Baukunst der sich erweiternden Dörfer die der Wiener Stadterweiterung bedeutend übertraf.

Wenn auch etwas entfernter vom Centrum der Stadt, wohnte man billig und litt nicht unter dem Zwange des Thorzollens, der die Lebensmittel nur grundlos erhöht; Zinssteigerungen sind seltener, und wenn auch in allen diesen Gebäuden der Bauspeculation der Miethkasernenstyl nur immer wieder zum Vorschein kam, so waren doch die angeführten Vortheile hinreichend, um einen großen Theil der anwachsenden Bevölkerung, ja selbst von Wienern, von Wien ab, den Vororten zuzuführen.

Der zu früh dahingegangene Architekt Ferstel hat sich um die Anlage des Vereines zur Anlage von Familienhäusern (Cottagevereines) hohe Verdienste erworben. Es ist wohl nichts Neues, doch auch das Hergebrachte einzuführen, besonders in einer Stadt, wo man Allem mit der größten Theilnahmslosigkeit begegnet, ist eines ganzen Mannes werth. Wer so die stadterweiterten Straßen Wiens betrachtet, wird diesen Typus des Häuserbaues, des Wohnhauses, das nur den Wohnzwecken einer Familie dient und alle Vermietungszwecke ausschließt, mit Trauer entbehren. Freilich und unzweifelhaft haben wir durch die Schule des glänzenden Talents unseres Hansen eine ganze Revolution im Miethkasernenbau erfahren. Welch künstlerische Entwicklung in unserer einvierteljahrhundertlangen Bauperiode, welcher Fortschritt von den ersten Bauprodukten der Stadterweiterung, der Gruppe Degelt am Schottenring und der Kärntnerstraße und Ringgruppe mitangesehen! Von dem mit zahlreichen Fenstern gefertigten formlosen „Kästen“ bis zum harmonischen Gefüge des Heinrichshofes! Wir haben jetzt palastartige Häuserfassaden, Mieththürme in Eisenconstruction, angeklebte Fabriksornamente, barocke Renaissance, viel äußeren Schein, alle Preise und Arbeit erdrückende Bauspeculation — und eine trauernde Muse der Kunst. Schon verhallt sind die Worte des letzten Ferstel'schen Briefes an Hansen: „Vor allen anderen blieb Dein Beispiel maßgebend. In einer Reihe zur rechten Zeit geschaffener Werke, der protestantischen

